

General-Gouvernements Eliaß-Verbringen ohne Anstand die Wahlen für die französische Nationalversammlung gestattet. Obwohl die Verwaltung dieser Provinz bereits ganz auf deutschem Fusse geordnet ist und die Fortrennung derselben von Frankreich die erste Bedingung eines jeden möglichen Friedens bildet, so hat man von deutscher Seite dennoch in der Wahlfrage den formellen Rechtsstandpunkt streng innegehalten und den Abmachungen von Versailles für das ganze frühere Gebiet Frankreichs, nicht aber bloß für den nach dem Frieden ihm zu verbleibenden Umfang volle Kraft zuerkannt. Jeder Gedanke an eine Beeinflussung der Wahlen liegt den deutschen Behörden fern; sie werden nur darüber wachen, daß die Ordnung und die bestehende Einrichtung respectirt werden und im Uebrigen der Wahlbewegung ihren ungehörten Verlauf lassen."

Paris, 10. Februar. Unter den bei Vandœuvre angefallenen, für Paris bestimmten Schlachtviehheerden ist die Rinderseuche ausgebrochen. Die Sterbefälle sind so zahlreich, daß es unmöglich ist, die gefallenen Thiere einzuscharren; die Cadaver werden deshalb auf Kriegsschiffe verladen und ins Meer versenkt.

Bern, 10. Februar. Die Evacuation der internirten französischen Soldaten von der Grenze nach dem Innern der Schweiz wird heute beendet. Die Gesamtzahl der Uebergetretenen beträgt zwischen 65,000 und 66,000. — 11. Februar. Dem „Bund“ zufolge hat die Schweiz die Verwendung des Grafen v. Bismarck für die Rückkehr der internirten französischen Armee nachgesucht. Graf v. Bismarck hat durch den hiesigen Gesandten v. Röder diese Verwendung abgelehnt, weil die französische Regierung erfahrungsmäßig außer Stande sei, Garantie dafür zu geben, daß die Rückkehrenden dieser Armee nicht sofort gegen die Deutschen marschiren. Graf v. Bismarck ersucht die Schweiz, in diesem loyalen Briefe für die heftigsten noch kurze Zeit fortzufahren und dadurch an der Verschleimung des Friedensschlusses Theil zu nehmen.

Wilhelmshöhe, 11. Februar. Kaiser Napoleon hat folgende Proclamation an das französische Volk gerichtet:

„Franzosen! Vom Glück verlassen, habe Ich seit Meiner Gefangennahme jenes tiefe Stillschweigen beobachtet, welches die Trauer des Unglücks ist. So lange sich die Armeen gegenüber gestanden sind, habe Ich Mich eines jeden Schrittes, eines jeden Wortes enthalten, welches Zwiespalt hätte hervorrufen können. Heute, bei dem tiefen Unglück des Landes, kann Ich Mich nicht länger im Schweigen halten, ohne gefühllos für seine Leiden zu erscheinen. In jenem Augenblicke, als Ich gezwungen war, Mich gefangen zu geben, konnte Ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten; da Ich nicht frei war, so hätte es den Anschein gewonnen, als seien Meine Entschlüsse durch persönliche Rücksichtnahmen dictirt. Ich überließ der Regierung der Regenschast, welche ihren Sitz in Paris inmitten der Kammern hatte, die Pflicht, darüber zu entscheiden, ob das Interesse der Nation die Fortsetzung des Kampfes erheische. Trotz unerhörter Anstrengungen war Frankreich nicht befreit; unser festes Pflaster stand noch aufrecht, Paris war im Zustande der Bertheiligung, einer weiten Ausdehnung unserer Unglücksfälle konnte noch Einhalt gethan werden. Aber, während alle Blicke gegen den Feind gerichtet waren, brach in Paris eine Insurrection aus; die Volksvertretung wurde vergewaltigt, die Kaiserin bedroht, eine Regierung insallirte sich durch Ueberraschung auf dem Stadthause und das Kaiserreich, welchem die gesammte Nation soeben zum dritten Male ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde durch diejenigen gestürzt, welche berufen waren, es zu verteidigen. Meinen gerechten Anmut unerblickend, rief Ich Mir zu: „Was liegt an der Dynastie, wenn das Vaterland gerettet werden kann“, und anstatt gegen die Verletzung des Rechtes zu protestiren, richtete Ich Meine heißesten Wünsche auf den Erfolg der nationalen Vertheidigung, und die patriotische Hingebung, welche alle Klaffen der Bevölkerung und alle Parteien bewiesen, hat Mich mit Bewunderung erfüllt. Aber jetzt, wo der Kampf unterbrochen und die Hauptstadt nach heidenmüthigem Widerstande gefallen ist, jetzt, wo jede vernünftige Aussicht auf den Sieg verschwunden ist, jetzt ist es Zeit von Jenen, welche die Gewalt usurpirt haben, Rechenschaft zu verlangen für das unblutige vergossene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Trümmer, für die ohne Controle verschleuderten Hülfquellen des Landes. Das Schicksal Frankreichs kann nicht einer Regierung ohne Mandat überlassen werden, welche, indem sie die Verwaltung delegirte, nicht eine einzige jener Autoritäten bestehen ließ, welche ihren Ursprung dem allgemeinen Stimmrechte verdanken. Eine Nation kann einer Regierung nicht lange Gehorsam schenken, welche kein Recht hat, zu beschließen, Ordnung, Vertrauen, ein fester Friede wird nur dann erzielt werden, wenn das Volk zu Rathe gezogen worden ist über jene Regierung, welche am meisten befähigt ist, das Vaterland von seinen Leiden zu befreien. Unter den feierlichen Umständen, in welchen wir uns angefinden, ist es nöthig, daß Frankreich eins sei in seinen Bestrebungen, in seinen Wünschen, in seinen Entschlüssen. Dies ist das Ziel, welches alle guten Bürger bestritten sein müssen, zu erreichen. Was Mich anbelangt, gebeugt durch so viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuschungen, will Ich heute nicht jene Rechte in Anspruch nehmen, welche Ihr viermal in zwanzig Jahren Mir freiwillig übertragen habt. Angesichts des Unglücks, welches uns umringt, ist kein Raum vorhanden für persönlichen Ehrgeiz; aber, so lange nicht das Volk in regelmäßiger Weise in seinen Comitien versammelt, seinen Willen wird kundgegeben haben, wird es Meine Pflicht sein, als wahrhafter Repräsentant der Nation, Mich an

dieselbe zu wenden und ihr zu sagen. Alles, was ohne Eure directe Beistimmung geschieht, ist ungesetzlich. Nur eine aus der Volkssouveränität entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande sein, Eure Wunde zu heilen, Eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen Euren Gebeten wieder zu eröffnen und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schooß des Vaterlandes zurückzuführen. Wilhelmshöhe, 4. Februar 1871. Napoleon.“

Feuilleton.

Die schöne Katharina.

Novelle.

Wahrheit und Dichtung.

(Fortsetzung.)

Der erste Weg des Franzosen führte ihn zu dem Pferdeverleiher, der in der Residenz als ein geldgieriger, geiziger Patron bekannt war.

Da Beauriné im Auftrage des Prinzen Arthur kam, schenkte der Besitzer des Reitinstituts ihm willig Gehör.

Der Graf versprach ihm eine Summe von hundert Ducaten, wenn er seinen Verstand zu dem obengenannten Plane leihen und ein ewiges Schweigen darüber bewahren wolle.

Das gebotene Geld gab den Ausschlag.

Der Pferdeverleiher vertraute ihm, daß Kathinka Eyrhorn noch an demselben Tage ausreiten werde und zwar in der fünften Stunde des Nachmittags. Zu dieser Zeit hatte sie das Pferd, das sie gewöhnlich zu reiten pflegte, bestellt. Es war ein feuriges braunes Ros, das die lähne Reiterin aber kräftig zu kändigen verstand.

„Und wohin pflegt sie den Weg zu nehmen?“ fragte Beauriné.

„Zum Nordthore hinaus, vermute ich“, erwiderte der Mann. „Benigstens bin ich selbst ihr dort schon oft begegnet. Eine Viertelstunde von der Stadt beginnt der Wald, der sich eine Stunde weit hinzieht. In der jetzigen Sommerhitze ist der Pfad dort schattig und kühl. Aber, um sicher zu gehen, will ich sie doch fragen — halten Sie sich nur hier in der Nähe auf, Herr Graf. Wie das Fräulein zur Pforte hinausprengt, benachrichtige ich Sie. Dann mag der durchlauchtige Prinz sein Glück versuchen. Ich wünsche ihm von Herzen den besten Erfolg. Daß der Künstlerin kein Unglück widerfahren soll, haben Sie mir ja versichert.“

„Wie würde der Prinz den Gegenstand, den er liebt, wohl einer Gefahr aussetzen, aus der er sie nicht zu retten vermöchte“, versetzte Beauriné. „Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, rechtschaffener Mann. Aber daß das Pferd sicher wird, wenn es ungefähr eine Viertelstunde vom Thore entfernt ist —“

Der Pferdeverleiher lächelte.

„Das bewirke ich. Das Mittel, das ich dazu besitze, läßt sich genau berechnen. Es bleibt aber mein Geheimniß. Wenn dennoch ein kleines Malheur geschähe, will ich nicht zur Verantwortung gezogen werden.“

„Recht, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Morgen früh erhalten Sie die hundert Ducaten, denen noch hundert nachfolgen werden, sobald der Prinz seinen Zweck erreicht hat.“

Graf Beauriné eilte zum Prinzen und theilte ihm die mit dem Pferdeverleiher gepflogene Unterredung mit.

„Mein Myrthepfeiler hat seine Schuldigkeit gethan“, sagte Arthur. „Ich werde zur rechten Stunde auf meinem Posten sein.“

Der Nachmittag kam für die Ungeduld des verliebten Fürstenthums nur mit Schneckenritten heran.

Dicht vor fünf Uhr ließ er seinen Araber satteln und wartete im Schloßhofe auf das Erscheinen Beauriné's, der in der Nähe des Reitinstituts weilte. Endlich kam er mit eilenden Schritten.

„Ihre Götin sitzt schon im Sattel“, rief er. „Vorwärts mein Prinz! zum Nordthore hinaus und fünfhundert Schritte hinter ihr hergeritten. Sie könnte sich zufällig umsehen und darf Sie nicht vor der Zeit erkennen. Viel Glück dem Sieger auf dem Felde der Liebe!“

Prinz Arthur dankte lachend und sprengte zum Schloßhof hinaus.

Um zum Nordthore zu gelangen, schlug er eine Straße ein, die nicht an dem erwähnten Reitinstitut vorüberführte.

Wald hatte er das Feld erreicht.

Er blickte scharfen Auges die Straße hinab, die geradewegs nach dem Walde leitete.

„Gott Amor will mir wohl“, murmelte er.

„Dort ist sie — ganz allein. Ah, wie schön, wie stolz sie zu Pferde sitzt! Aber ich darf ihr noch nicht nahen, ich muß zurückbleiben. Das Ros geht noch

ruhig seinen Trab. Geduld, nur Geduld! Der Schurke von Pferdeverleiher wird es nicht gewagt haben, Graf Beauriné mit einer Lüge abzufertigen.“

Sein sehnlichster Wunsch sollte schnell in Erfüllung gehen. Es wahrte nur noch wenige Minuten, da bemerkte Arthur, daß der Braune der Sängerin verschiedene Seitensprünge zu machen anfing, dann aber sich mehrere Male hoch aufbäumte und endlich, wie von schwarzen Sporen blutig gestachelt, mit seiner Reiterin wie rasend dem Walde zusog.

„Das Mittel des Schurken hat gewirkt“, jubelte der Prinz. „Jetzt gilt es die Bestie einzubolen, um mir den Dank der Amazone zu verdienen.“

„Mit Bindeseile trug sein Araber ihn der in Gefahr schwebenden Schönen nach. Nach fünf Minuten hatte er sie erreicht. Mit der linken Hand die Zügel seines Pferdes festhaltend, griff er mit der rechten nach den des Scheu gewordenen Rosses und riß das tolle Thier zu sich herüber. Ebenso schnell schwang er sich aus dem Sattel, ließ den eigenen Zügel fahren und versuchte mit gewaltiger Kraftanstrengung das Pferd Kathinka's zum Stehen zu bringen. Es gelang ihm insoweit, daß die Sängerin verabreichten und unverletzt den Boden erreichen konnte. Die Angst hatte ihre Kräfte erschöpft. Um nicht zur Erde zu fallen, umschlang sie ihren Reiter mit beiden Armen und hielt sich so nur mit Mühe aufrecht.“

Prinz Arthur jauchzte im Innern vor Entzücken; denn es war Alles so gekommen, wie ihm der Graf Beauriné vorausgesagt hatte.

Er gab dem wild gewordenen Braunen die Freiheit. Das Pferd rannte in den Wald hinein und war bald den Augen Arthur's entchwunden. Der Araber aber blieb ruhig in der Nähe seines Herrn stehen. Er war trefflich zugeritten und an Gehorsam gewöhnt.

Jetzt hatte Arthur Zeit, sich mit der zum Tode erblaßten Kathinka zu beschäftigen.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein“, sagte er. „Wie groß auch die Gefahr war, in der Sie schwebten, sie ist jetzt vorüber und ich habe dem Himmel zu danken, daß er mich zufällig denselben Weg, wie Sie, reiten ließ, und so zu Ihrem Reiter begnadete. Die ganze Residenz hätte ja Trauer anlegen müssen, wenn der Stern, die Sonne unserer Dyer, auf solche Weise erblichen wäre. O, ich habe schon viel glückliche Tage gesehen, aber ich halte diesen Tag doch für den herrlichsten der mir je aufgegangen.“

Er sagte ihre zitternde Hände und drückte sie ehrfurchtvoll an die Lippen.

Kathinka erhobte sich nach und nach von der angstgezeichneten Angst, hatte sie doch niemals zuvor einen ähnlichen Unfall erlebt. Die Worte des Prinzen bestärkten es, daß sie ihm ihr Leben zu danken habe. Sie versuchte die Dankbarkeit, die sie fühlte, in Worten auszudrücken, aber von dem glühenden Blick, den er auf sie richtete, getroffen, schwieg sie erröthend still, und senkte die Augen, indem ein tiefer Seufzer sich der vollkommenen Brust entwand.

Aha, das hat gewirkt, dachte der Prinz. Aber wir wollen nicht zu rasch vorwärts schreiten, das könnte Alles wieder verderben. Die stolze Schöne will nicht im Sturm erobert sein.

Mit sanfterm Tone sagte er dann:

„Der Schreck hat Ihre Lebensgeister so angegriffen, mein Fräulein, daß ich für Ihre theure Gesundheit fürchte. Erlauben Sie, daß ich Sie nach der Stadt zurückgeleite. Sie werden der Ruhe und auch wohl eines Arztes bedürfen. Ich würde es unendlich bedauern, würden Sie Ihrer Kunst länger als einige Tage entzogen.“

Jetzt gewann Kathinka die Sprache wieder.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr“, versetzte sie, „wenn ich bis jetzt noch keine Worte für das Gefühl der Dankbarkeit finden konnte gegen den Mann, der sein eigenes Leben der Gefahr aussetzte, um das meinige vor einem vielleicht schrecklichen Tode zu bewahren. O, nehmen Sie die Versicherung, daß die überstandene schreckliche Minute ewig vor meiner Seele stehen und das Andenken an meinen lähnen Reiter niemals in mir erlöschen wird.“

Sie nahm den Arm an, den er ihr bot. Es war der rechte. Mit der linken Hand faßte er den Zügel seines gehorsamen Arabers, der sich seinem Herrn mit der Zutraulichkeit eines Hundes genähert hatte.

Beide schritten langsam nach der Stadt zurück.

Es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Der Prinz, der sich nicht ferner den Schein geben wollte, als lege er auf den Verstand, den er Kathinka im Augenblicke der Gefahr gelehrt, ein großes Gewicht, vermied es, das Gespräch darauf zu bringen. Er gab der Unterhaltung eine andere Wendung und fragte, in welcher Dyer ihm das Vergnügen gewährt würde, die gefeierte Sängerin in den nächsten Tagen zu hören.